

mente, die diese Ambivalenz auszuloten vermögen und in der Gesellschaft debatiert werden. Wir müssen wieder lernen, diese Ambivalenz auszuhalten und sie als Mehrwert eines demokratischen Systems zu betrachten, nicht als Nachteil. Dafür brauchen wir keine Chefdeuterin namens Mehrheit, sondern denkende Menschen. Sie haben in diesen Zeiten der umfassenden kommunikativen Vernetzung jede Chance, mitzureden, ihre Argumente in die Debatte einzubringen.

In einem ihrer frühen Essays hat die amerikanische Publizistin Susan Sontag »Gegen Interpretation« angeschrieben. Manchmal könne Interpretation ein »befreiender Akt« sein. Dann nämlich, wenn sie Positionen hervorbringt, die Reibung erzeugen. Viel häufiger sind Interpretationen »reaktionär, trivial, erbärmlich, stickig«. Mit diesen haben wir es in Deutschland seit einigen Jahren wieder vermehrt

zu tun. Sontag plädiert für ein »beschreibendes und kein vorschreibendes Vokabular«, um Inhalt und Formen wieder erfassen zu können.

Das ist als Ausgangspunkt nicht nur in der Kunst notwendig, sondern ebenso für die öffentliche Debatte wichtiger Themen der Zeit. Die aber können sich dann eben nicht auf der Beschreibung ausruhen, sondern brauchen die Interpretation. Den Standpunkt, der klar macht, woher das Argument kommt und wohin es will. Dabei übernehmen die Medien eine wichtige Vermittlerrolle. Um aber vermitteln zu können, muss es erst einmal Standpunkte geben, zwischen denen sich ein Diskursraum eröffnet. Was erwartet uns da 2009? Ein »Jahr schlechter Nachrichten«, wie die Bundeskanzlerin im Bundestag sagte. Was daraus folgt? Der weitere Kurs auf »Maß und Mitte. Jetzt fehlt nur noch ein »l«, dann sind wir beim Mittelmaß.

Helmut Mörchen

Meinen Freunden, den Poeten

In Erinnerung der Wahlkämpfe mit Willy Brandt in den 60er Jahren wird vor jedem Bundestagswahlkampf wieder in und im Umkreis der SPD diskutiert, ob und wie Schriftsteller für den Wahlkampf zu gewinnen seien. Einladungen ins Willy-Brandt-Haus oder die Bemühungen des aus den 60er Jahren in die Gegenwart hineinragenden Lübecker Literaturnobelpreisträgers, jüngere Autoren zur öffentlichen Parteinahme zu bewegen, sind von begrenzter Wirkung. Grund genug, einige historische Reflexionen und aktuelle Erfahrungen zur Diskussion zu stellen.

Den politisch eingreifenden Schriftsteller kennen wir seit es schriftliche Zeugnisse gibt, den die Machthaber verletzenden Spötter, den Missstände entlarvenden Satiriker. In der Neuzeit denken wir beim Stichwort Politische Dichtung vor allem an das 19. Jahrhundert mit dem Jungen Deutschland und Heinrich Heine. Emil Zolas »J'accuse«, formuliert anlässlich der Dreyfus-Affäre, stößt die Tür zum 20. Jahrhundert auf. In den Diktaturen des



Helmut Mörchen

(* 1945) leitet die Kurt-Schumacher-Akademie der FES in Bad Münstereifel.

helmut.moerchen@fes.de

hinter uns liegenden Säkulums erlebten wir noch einmal die Spannungen, die den

Prozess des Schreibens begleiten, solange es Dichtung und Literatur gibt. Auf der einen Seite der die Macht kritisierende, durch Haft, Exilierung und Liquidierung bedrohte Dichter, auf der anderen Seite der sich der Zensur beugende, die Potenzen schonende oder gar die Macht besinnende Höfling. Beispiele dieser beiden Grundrichtungen sind uns in Deutschland aus dem Dritten Reich und der DDR wohl bekannt.

Entfremdung und Zuneigung nicht grenzenlos

Es gehört zu den Vorzügen der Bundesrepublik Deutschland, dass es in ihrer Geschichte zu extremen Ausschlägen in beiden Richtungen nicht gekommen ist. Es gab weder Verfolgung von Schriftstellern in wirklich existenzgefährdender Weise, noch wirkliche Bündnisse mit der Macht. Berühmtberüchtigt ist die immer wieder zitierte Schriftstellerbeschimpfung durch den damaligen Bundeskanzler Ludwig Erhard als »Pinscher« und die entsprechende Charakterisierung als »Ratten und Fliegen-schmeiß« anderthalb Jahrzehnte später durch den Kanzlerkandidaten Franz-Josef Strauß. Bedroht oder wirklich gefährdet wurde durch diese Invektiven kein einziger Schriftsteller.

Und in der anderen Richtung ist zu notieren, dass Günter Grass' Wahlkampfreden im Jahr 1965 kein *Herrscherlob* waren. Denn das von ihm angestimmte »Loblied auf Willy« galt dem als uneheliches Kind und Exilanten diffamierten Herausforderer des Machtinhabers. Als die SPD dann ein Jahr nach der verlorenen Wahl 1966 in die Große Koalition eintrat, hat Günter Grass diese mit Nachdruck bekämpft. Sein politischer Weg seitdem ist immer machtkritisch geblieben.

Die intellektuellen Impulse zum Engagement für die SPD der 60er Jahre kamen nicht aus der Partei, sondern wurden sogar

anfangs wegen ihrer Unberechenbarkeit eher als störend empfunden. Die SPD Erich Ollenhauers hatte auf Künstler und Intellektuelle keine Anziehungskraft ausgeübt. Die berühmten *rororo*-Bundestagswahlkampf-Taschenbücher 1961 und 1965 – *Die Alternative oder brauchen wir eine neue Regierung?* das erste, *Plädoyer für eine neue Regierung oder keine Alternative* das zweite – enthielten keine Loblieder auf die SPD, sondern plädierten für den notwendigen Wechsel in den Ämtern, wobei die dafür unverzichtbare Oppositionspartei SPD nur als kleineres Übel in Kauf genommen wurde. Denn die Mehrzahl der Schriftsteller, Künstler und Intellektuellen hatte der SPD in den frühen 60er Jahren noch nicht das Godesberger Programm von 1959 mit dem damit verbundenen Abschied von sozialistischen Träumen verziehen. So wurde das Engagement der selbstständigen Wählerinitiative von führenden Sozialdemokraten, an der Spitze Herbert Wehner, mit großer Skepsis beobachtet. Karl Schiller war die damals vermittelnde Persönlichkeit. Und es ist interessant, dass Willy Brandt in seinen 1989 erschienenen »Erinnerungen« die Wahlkampfunterstützung durch Schriftsteller doch recht knapp und verhalten würdigt. Ich denke, dass das von vielen liebevoll gemalte und immer wieder restaurierte Bild von einer Romanze zwischen Sozialdemokraten und Schriftstellern während der 60er und 70er Jahre deutlicher Korrekturen bedarf.

Als politische Marke ausgedient

So viel zur Vergangenheit und nun einige Anmerkungen zum gänzlich anderen Medien- und Meinungsklima heute. Als Leiter der Münstereifeler Literaturgespräche und Münstereifeler Autorentreffen wurde ich während der zurückliegenden 20 Jahre zum Gesprächspartner einer großen Zahl deut-

scher, österreichischer und Schweizer Autorinnen und Autoren der Jahrgänge 1940 bis 1980, Dichterinnen und Dichter mit großen Erfolgen. Ein Büchnerpreisträger ist darunter, zwei Träger des Joseph-Breitbach-Preises, zahlreiche Gewinner in Klagenfurt, Preisträger bedeutender regionaler Literaturpreise in Bremen, Köln und Oldenburg, ja auch ein Träger des Literaturpreises der *Konrad-Adenauer-Stiftung*, ganz zu Schweigen von den wichtigen Stadtschreiberstellen und Ehrenstipendien, an der Spitze das der Villa Massimo in Rom. Bei allen Erfolgen aufgrund ihrer reichen und unterschiedlichen literarischen Leistungen, von der Kritik und Preisjürs gewürdigt und/oder vom Publikum durch Kauf- und Lesezustimmung belohnt, ist ihnen allen ausnahmslos gemeinsam, dass bisher ihre Namen in der breiten Öffentlichkeit nicht zu allen bekannten »Markennamen« wurden wie die jedem vertrauten einsilbigen Nachnamen der drei deutschen Literaturnobelpreisträger aus der (Ur)groß-, Groß- bzw. Vätergeneration.

Den findigen Lesern dieser Zeitschrift wird es nicht schwerfallen herauszukriegen, wer zu »Münstereifel« gehört. In der Freundschaft und gleichzeitig gebotenen Äquidistanz zu allen werde ich mich hüten, hier Namen zu nennen. Auch nicht den Namen dessen, der als politisch Engagierter die Klemme, in der die Autoren seiner Generation stecken, poetisch auf den Punkt gebracht hat. Sein erster Roman wurde in 21 Sprachen übersetzt, als Begleiter eines Bundeskanzlers auf einer Auslandsreise stellten ihn die Gastgeber in die Reihe der »einsilbigen« Literaturnobelpreisträger. Im Regionalzug seiner Heimatprovinz aber belästigt ihn ein Mitreisender, der das Gesicht des Autors schon mal irgendwo gesehen hat, mit der fixen Behauptung, in ihm

den Bruder seines Stammkneipenwirts zu erkennen. Die Pointe des Autors: Der Mitreisende ist »berühmt« geworden durch ein in einer prominenten TV-Wettsendung vorgeführtes Bierdeckelkunststück.

Bilddominierte Mediengesellschaft

Solange Gedrucktes und Gesprochenes Leitmedium war, fanden die Schöpfer der Worte Gehör. Seit die Bilder die Welt beherrschen, gelingt der Sprung in eine den Tag überdauernde Prominenz kaum noch. Der Buchfreund, Verleger und Bundespräsident Johannes Rau hat 1999 in seiner Rede auf dem Jubiläumskongress des *Verbands Deutscher Schriftsteller* in Köln die Nöte der Schriftsteller in der bilddominierten Mediengesellschaft präzise beschrieben. Einfühlsam äußerte er Verständnis für die politische Zurückhaltung der Autoren: »Heute fehlt es nicht so sehr an der Möglichkeit, bestimmte Auffassungen zu äußern. Heute fehlt es häufig an der Resonanz. Vieles verpufft oder geht unter. Anderes wird verdrängt oder beiseite geschoben. Wer sich als Schriftsteller zu aktuellen politischen Fragen äußert, der erlebt häufig, dass auch er nur dazu benutzt werden soll, die Zahl der O-Töne um einen *sound-bite* zu vermehren.«

Behutsamkeit im Umgang miteinander, Verzicht auf Drängeln von der Partei aus, Warnung vor Dränglern aus dem Künstlerbereich: das alles schafft den Boden für ein entspanntes Diskussionsklima. Also das Gegenteil von einem »Berührungsverbot«! Der erste Schritt zum Engagement muss von jedem Künstler selbst ausgehen – auch nicht vermittelt durch zur Vergangenheit gehörende Mentoren.